



Abend:

Zeitung.

112.

Donnerstag, am 10. Mai 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hen.)

Der Alchymist.

Nach Beranger.

Dir allem Alchymisten sollt' es glücken,
Dir Armen, Gold aus schlechtem Erz zu ziehn?
Mehr noch, willst mich, den schon die Jahre drücken,
Verjüngen durch geheime Medicin?
Die dunkle Kunst mit meinem Beutel schalte!
Mein Herz, es bauet auf der Weisen Stein,
Doch daß auf seinen Stauben Jeder halte;
Nur mir die Jugend, alles Gold sey Dein!

Dein Kohlenbecken fache an im Stillen,
Der alte Brand hier unterrichte Dich!
Paktolus Quell, der Bach der Jugend quillen,
Ha! schon vermischen sie im Tiegel sich.
Du träumest schon von meinem neuen Koofe,
Das Auge heftend auf der Flamme Schein,
Schon lächelt Dir der Hof! — o mir die Rose
Für meine Stirn und alles Gold sey Dein!

Wahnsinn verwirrt Dich, der von Hoffnung trunken!
„O Fürsten!“ — sprichst Du — „mir, dem Ueberfluß
An Gold, wie Cortez ward, küßt hingesunken
Auf Eure Kniee den bestaubten Fuß!“
Du, der noch jüngst um milde Gaben flehte,
Du handelst jetzt Dir Kron' und Scepter ein,
Stolz ist Dein Blick, hochmüthig Deine Rede?
Die Jugend mir und alles Gold sey Dein!

Gieb sie mir wieder, meiner Jugend Frische,
In einen kräft'gen Leib schließ meinen Geist,
Was ich erfahren habe, das verwische,
Mach', daß mein Blut mich feuriger durchkreift.

Fahr' Du aus dem Palast, Dich lull' zum Traume
Auf sammtnem Sitz ein prächt'ger Wagen ein,
Mich finde schlafend unter'm schatt'gen Baume.
Die Jugend mir und alles Gold sey Dein!

Des Reichthums Werth, ich kenn' ihn, doch ich liebe,
Und ach! ich fürchte, daß sie hundertmal,
Die Rose! sich an ihren Fingern übe,
Zu schätzen mein und ihrer Jahre Zahl.
Ja, Sonne kleidet ihre braune Wange,
Und Sommer muß für unsre Liebe seyn!
Nein, die Geliebte weiß von Eurem Drange
Nach Gold nichts: Jugend mir, das Gold sey Dein!

Was ist's, was Du im Tiegel da gefunden?
Nichts! Kermer Du! Nichts, ach und älter ich!
„Nein“ — sagst Du — hoffst auf Neumond, bessere
Stunden,
Zu Göttern machst Du eh'stens Dich und mich!
Du lügst, o Greis! — Doch einer Hoffnung Schimmer
Thut mir so noth! — Ich muß schon gläubig seyn;
Trotz meiner Stirne Falten hoff' ich immer:
Die Jugend mir und alles Gold sey Dein!

R. v. Großkreuz.

Rembrandt und sein Nefte.

(Schluß.)

VII.

Als sich die Familie des Nicolaus Barnello durch
zwei hülflose Wesen vermehrte, überlegte der ehrliche
Schneider mit ängstlicher Besorgniß, ob es ihm möglich
seyn würde, drei Personen von dem geringen Ertrage
seiner Arbeit zu ernähren, da dieser bis jetzt kaum hin-
reichte, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.

Aber die Sachen gestalteten sich günstiger, als er erwarten konnte. Die unverkennbare Hand der göttlichen Vorsehung belohnte seine unermüdbliche Thätigkeit mit dem günstigsten Erfolge; seine Arbeit verschaffte nicht allein das tägliche Brod, sondern es verging auch selten ein Sonntag, der nicht die Familien des Schneiders und des Nachbar Schreiners beim fröhlichen Mahle versammelt fand. Man aß dann Rauchfleisch mit Sauerkraut, leerte einige Krüge Bier, und schmiedete Pläne für die Zukunft des kleinen Antonio. Der Knabe war bald der Stolz seines Lehrherrn geworden, denn er handhabte den Hobel mit besonderer Geschicklichkeit, und entwickelte ein auffallendes Talent zu den künstlichen Schnitzwerken der damaligen Zeit.

Selbst sein Meister vermochte nicht die erhobenen Figuren einer Thüre oder die Verzierungen eines Gaminiges so kunstgerecht wie er zu fertigen. Die Zeichnungen, welche er zu diesen Zwecken entwarf, waren meisterhaft, und fanden bei den Kunden des Meister Gustach so ungetheilten Beifall, daß ihm die Geschicklichkeit seines Lehrlings täglich neue Arbeiten verschaffte. Die Tage dieser guten Leute flossen ruhig und glücklich dahin, der Tod des wahnsinnigen Metcelli, der nach sechs Jahren erfolgte, war das einzige betrübende Ereigniß, welches sie betraf.

An seine Gegenwart gewöhnt, betrauerteten sie seinen Verlust mit Aufrichtigkeit, vorzüglich Antonio war trostlos.

Doch ward dadurch der Knabe nicht verwaiset, denn sowohl sein Meister als der gute Barnello widmeten ihm gleiche zärtliche Sorgfalt, wie sein Vater in den Stunden der zurückkehrenden Vernunft.

Die Zeit lindert wohlthwendig unsern Schmerz, und wandelt unsere Thränen um die geliebten Todten in eine zwar traurige, aber süße Rückerinnerung. Antonio handhabte daher Hobel und Meißel bald wieder mit demselben Eifer, und bald tönte seine wohlklingende Stimme wieder in den fröhlichen Weisen, mit denen er sich bei der Arbeit zu erheitern pflegte.

Wenn die einfache Abendmahlzeit des Meister Nicolaus verzehrt war, pflegte der Jüngling gewöhnlich die Feierstunde des Abends mit Lesen, Zeichnen oder Malen auszufüllen.

An Sonn- und Festtagen aber ward der junge Handwerker zum Künstler; er stellte dann in dem Dachstübchen die selbst gefertigte Staffelei auf, griff zur Palette, und fertigte manch' kleines Bild, dem zwar die Richtigkeit der Zeichnung abging, welches aber Farbensinn und seltenes Talent bekundete.

Zu Vorbildern diente ihm gewöhnlich Meister Nicolaus und sein Gevatter, der Schreiner.

Als sich Antonio an einem Sonntage auf diese Weise beschäftigte, während der Meister Barnello einem seiner Kunden ein altes Kleid überbrachte, welches seine geschickte Hand in ein neues umgewandelt hatte, ward an der Thüre des Hauses geklopft.

Er öffnete schnell, und stand vor einem kleinen, schwarz gekleideten Mann, dem ein stattlicher Herr in reicher Kleidung und eine Dame folgte, deren Gesichtszüge die tiefste Bewegung ausdrückten. Er begrüßte die Fremden mit natürlicher Anmuth, und fragte, ob sie vielleicht den Meister Barnello zu sprechen wünschten.

„Er kann nicht lange mehr ausbleiben, nehmt einsteilen Platz.“

Louise nahm den dargebotenen Sessel an; der Gerichtschreiber aber nahm im Geiste das Inventarium des ärmlichen Zimmers auf, während Rubens vor die Staffelei trat, und hier einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte, der den bescheidenen Jüngling hoch erröthen ließ.

„Wer ist Dein Lehrer?“ fragte er Antonio.

„Ich habe keinen, Herr: ich bin ein Schreiner und vergnüge mich am Sonntage mit diesen Versuchen.“

„Du mußt die Werkstatt verlassen, und ein Maler werden!“

„Das ist leichter gesagt als gethan; wir müssen unser Brod erwerben, mein Vater und ich.“

„Euer Vater!“ wiederholte Louise, „lebt Euer Vater noch?“

„Ich meine damit meinen Pflegevater, denn mein wirklicher Vater ist zu meiner todten Mutter und Schwester hinübergegangen. Meine Lebensgeschichte ist sehr traurig.“

„Du bist Antonio Metcelli, nicht wahr?“

„Ja.“

„Gelobt sey Gott! Du brauchst künftig nicht mehr zu arbeiten, um zu leben; Du wirst reich werden und Deine Familie wieder finden! Komm in meine Arme, Sohn meiner unglücklichen Nichte!“ Thränen ersticken ihre Stimme, Antonio warf sich schluchzend an ihre Brust.

„Ihr seyd Louise, die Tante meiner Mutter, deren Namen noch im Todeskampfe auf den Lippen der Werkstätten schwebte!“

Jetzt wurden schwere Schritte auf der Treppe hörbar, es war der heimkehrende Meister Nicolaus, der die Anwesenheit der Fremden in seinem Zimmer überrascht gewahrte.

Antonio stürzte aus den Armen Louifens an den Hals seines Wohlthäters.

„Es ist die Tante meiner Mutter! wir sind reich, wir sind glücklich! ich werde das Tischlerhandwerk aufgeben und Maler werden!“

Nachdem Barnello des Knaben Liebkosungen zärtlich erwidert hatte, beugte er seine zitternden Kniee vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, um ihr für das Glück zu danken, welches sie seinem lieben Antonio beschied. Doch bald darauf wich die Röthe der Freude auf seinen Wangen der Todtenblässe, und seine Züge drückten den tiefsten Schmerz aus. Ein trüber Blick fiel auf Antonio, den die Arme seiner Tante fest umschlungen hielten, dann wandte er sich wieder ab, und vollendete sein Gebet unter heißen Thränen.

Plötzlich aufspringend, drückte er Antonio fest an seine Brust, und rief im Tone der heftigsten Leidenschaft:

„Du wirst sie mehr lieben als mich!“

„Mehr wie Euch, mein Vater!“ entgegnete Antonio, den Greis umarmend, „nein, aber eben so wie Euch! sie ist ja die Tante meiner Mutter. Gönnt ihr diese Liebe, sie wird die meinige zu Euch nicht vermindern! Ich werde mich niemals von Euch trennen, denn welcher Sohn könnte wohl seinen Vater verlassen?“

„Er hat vollkommen Recht, Meister Nicolaus, Ihr seyd fortan ein Mitglied unserer Familie; kommt, meine Freunde, denn mein Bruder erwartet mit Sehnsucht seinen Neffen.“

„Mein Oheim?“ sprach Antonio, mit finsterner Miene zögernd.

„Vergebt ihm, wie ihm die Todten vergeben haben,“ flüsterte Louise mit bewegter Stimme.

„So kommt mit mir, mein Vater!“ rief Antonio, den widerstrebenden Arm des Greises ergreifend.

„Junger Mann,“ unterbrach ihn Rubens, „willst Du mein Schüler werden? Mein Haus in Antwerpen ist groß genug, um Dich mit Deinem Vater darin aufzunehmen. Ich bin Peter Paul Rubens.“

„Rubens! ich der Schüler des großen Rubens!“

Er blickte einige Augenblicke zögernd in das Antlitz des berühmten Mannes, aber das erwachende Gefühl zog ihn mächtig zu den Seinen. Er schlang entschlossen den andern Arm um den Hals Louifens, und rief:

„Ich kann mich nicht von ihr trennen, denn ihre sanften Züge sind ja das Ebenbild meiner verklärten Mutter.“

Antonio ward der Schüler Rembrandt's; sein ausgezeichnetes Talent verherrlichte bald seinen Namen, den er

aus Gefälligkeit für seinen Oheim in einen niederländischen umwandelte, und seine Bilder mit: Caspar Anton Netscher bezeichnete. L.

Die Insel St. Helena.

Es ist wohl nur Wenigen bekannt, daß man ehemals die Insel Helena als ein Paradies betrachtet hat. Vor uns liegt eine kleine anonyme Schrift, betitelt: das kleine Paradies, gezeiget an St. Helenen Insel, welche in diesem passirenden 1673ten Jahre von denen Holländern eingenommen und besetzt worden. Zwei unpaginirte Bogen in Quart, ohne Verleger und Druckort, mit einer erträglichen Titelvignette, die Insel im Aufriß darstellend. Der Verfasser bemerkt, daß früher der gelehrte Spanier Gonzalez in einer Schrift: der fliegende Wandersmann nach dem Monde, die Insel das irdische Paradies genannt habe. Nach seiner Beschreibung gab es auf der Insel besonders zwei schöne Thäler, das Kirchthal und das Apfelthal genannt. In diesen Thälern war es unerträglich heiß, auf den Bergen aber sehr kalt, dennoch war die Luft überaus gesund, so daß die Kranken von den Schiffen schnell genosen. Die Insel hatte im Ueberfluß gutes Wasser, Fische und auch Fleisch, indem das Wild, welches sich bei Ankunft von Schiffen in die Berge zurückzog, nach ihrer Entfernung in die Thäler herabkam und leicht gefangen werden konnte. Es waren Rehe, Ziegen, wilde Schweine, Fasane, Pfauen, Gänse, Haselhühner, Feldhühner, Wachteln u. s. f. Der König von Portugal und später von Spanien hatten einen Befehl erlassen, wornach sich Niemand auf der Insel wohnhaft niederlassen durfte, damit ihre Erzeugnisse ungeschmälert den Seereisenden zum Gebrauch dienen möchten. Ein Portugiese, welcher dort als Einsiedler leben zu wollen vorgab, aber viel Wild getödtet und die Felle verkauft hatte, mußte die Insel wieder verlassen, und wurde nach Portugal zurückgeführt. Ein andermal hatten sich zwei Neger mit zwei Mädchen von einem Schiff heimlich geflüchtet, sich in den Bergen versenkt und bis auf zwanzig Köpfe vermehrt. Beim Anlanden von Schiffen verbargen sie sich sorgfältig in unzugängliche Höhlen. Man bemerkte jedoch ihre Anwesenheit, und spürte ihnen lange vergebens nach, bis sie endlich auf den ausdrücklichen Befehl des Königs von Portugal mit der größten Mühe aufgespürt und mit dem Tode bestraft wurden. Nur Kranken Seefahrenden war ein längerer Aufenthalt auf der Insel erlaubt. Mondano.

Einfälle, Maximen, Bemerkungen.

Profelyten machen will Jeder; darum spricht, darum

schreibt man. Nur ist der Eine zufrieden mit Proselyten, die „Ja“ zu seinem Gerede oder Geschreibe sagen, gleichgültig, ob sie dieses „Ja“ aus Ueberzeugung sagen, oder nicht. Der edlere Proselytenmacher aber will, indem er selbst innig überzeugt ist, auch Andere überzeugen. War nicht Sokrates ein Proselytenmacher dieser zweiten Art?

Wir wünschen die Leute anders, bloß damit wir uns nicht zu ändern brauchen.

Es giebt verschiedene Heilarten in der Medicin, wie man zu einem Kirchhofe auf verschiedenen Wegen gelangen kann.

R. v. Großkreuz.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Gießen.

(Beschluß.)

Was sein Inneres hinsichtlich der Kunst betrifft, müssen wir freilich zugestehen, daß es uns nicht den hohen Genuß eines ständigen Theaters bietet. Allein was kann daran Schuld seyn? Ist es vielleicht der Mangel an Kunstsinne oder ein für solche Vergnügungen unzulässiges und unempfindliches Gefühl? — Gewiß nicht! Der Grund ist vielmehr in dem Daseyn einer Universität zu suchen. Mag auch eine gut eingerichtete Bühne uns noch so viele Vortheile gewahren, mag sie uns belehren und selbst zur Beförderung der Moralität beitragen, so hat sie doch hinwieder mehrere nachtheilige Seiten, besonders für das lebhafteste, gewissermaßen in den Träumen der Kindheit noch schwärmende Jünglingsalter. Die Bühne erregt Leidenschaften: — ich will nicht gerade sagen für das schöne Geschlecht, ob dieß gleich durch ihre mannigfachen, auf die äußern Sinne magnetisch einwirkenden Erscheinungen auch der Fall seyn kann: — für sich selbst.

Wie mancher Jüngling, der unverdorben aus seinem Dorfe oder seinem Städtchen auf die Akademie käme, würde hier an dem Theater zum ersten Male einen Stein des Anstoßes finden: er würde von Andern, die schon dafür eingenommen sind, mitgezogen, eine gleiche Vorliebe dafür zeigen, und sein ihm von den Eltern oft mit Mühe zusammengebrachtes und für nützliche Zwecke bestimmtes Geld daran verschwenden, anstatt zu studiren, von Opern und Schauspielen träumen und immermehr seinem Verderben entgegen eilen. Es mag seyn, daß vielleicht Mancher die Behauptung zu hart findet: mir wenigstens scheint sie dem psychischen und physischen Wesen des Menschen angemessen. Weiß ich doch, wie mir es selbst geht, wenn ich in eine Stadt komme, die ein Theater besitzt! oder wenn während der Ferien es dem Schauspieldirector Frieße erlaubt ist, hier Vorstellungen zu geben! Ich möchte besten vor Ungeduld, bis der langsam fortschreitende Zeiger die Stunde des Eintrittes andeutet. —

Ungeachtet dieses Mangels nun, wenn es anders noch, nach unsern vorausgeschickten Bemerkungen, ein Mangel genannt werden kann, daß Gießen, als Universitätsstadt, keine Schaubühne besitzt, — braucht man doch nicht mit dem jungen Grafen Holm in Körner's „Braut“ auszurufen:

„Was fang ich Aermster an, in dieser kleinen Stadt,
Die weder Kaffeehaus, noch ein Theater hat?“

Gießen weiß uns durch andere Genüsse dafür zu entschädigen. Außer den nach allen Seiten hin gerichteten Landpartien, den häufig stattfindenden, sogenannten Clubb-, Gelehrten- und Studenten-Bällen, und den den Sommer hindurch bestehenden Cassino's, verschafft uns das hier gegründete Liebhaberconcert eine oft amüsante Abendunterhaltung, nicht zu gedenken der andern Concerte, die durchreisende Künstler veranstalten. Es besteht, worauf schon der Name hindeutet, aus einem engern Vereine von Musik-

freunden, die theils Musiker von Profession dabei besolden, theils durch Dilettanten unterstützt werden. An der Spitze des aktiven Personals steht als erster Musikdirector Herr H. Hoffmann; die Stelle eines zweiten ist vacant. Um diese letztere streiten sich jezo drei Mitglieder, von denen besonders einer, Herr Og, der als Violonzellist angestellt ist, die meisten Ansprüche zu haben vermeint, obwohl er das jüngste, d. h. letztengagirte Mitglied der Kapelle ist, und ebensowenig sein Fach ihn dazu eignet. Hier läßt sich sehr gut das Sprichwort anwenden: „Schuster bleib bei Deinem Leisten.“ — Viel eher eignen sich die beiden andern Mitbewerber zu dieser Stelle, da beide als Violinisten angestellt sind und zugleich auch schon als ältere Mitglieder der Gesellschaft ein Vorrecht haben, ich meine die Herren: Cantor Schwabe und Musikus Schierholz. — Ferner verdienen noch Erwähnung als thätige Mitwirker: Fräulein Piepe, Tochter des leider zu früh verstorbenen Cantor Piepe, als Sängerin, und die beiden Töchter des ersten Musikdirector, Fräulein Christiane und Therese Hoffmann, als Klavierspielerinnen. —

Vierteljährlich werden vier Concerte gegeben. Fassen wir einmal das letzte Concert, das Donnerstag, den 15. März Statt fand, näher ins Auge. Es war keins von den gewöhnlichen, abonnierten Concerten, sondern zum Benefiz für den ersten Musikdirector Hoffmann, und es läßt sich daher leicht denken, daß ein größerer Aufwand als sonst gemacht wurde, um den Concertgeber einer guten Einnahme zu versichern. Und es gelang in der That. Die Anzahl der Zuhörer war bei Weitem größer als gewöhnlich. Es war sehr angenehm, daß das Concert im neuen Clubbjaal war, da sonst sicher in einem kleineren Saale, wie z. B. in dem des Einhorn, das Gedränge sehr belästigt hätte. Unter den vorgetragenen Stücken, die, ohne gegen sie im Einzelnen etwas einwenden zu wollen, in ihrer Reihenfolge etwas gemischt und chaotisch gewählt worden, fanden sich unter Anderm die zwei ersten Sätze der Messe von Andre, ein immerhin treffliches und hörenswerthes Kunstwerk, das mit großer Pünktlichkeit und innerer Kraft vorgetragen wurde, und sich allgemeinen Beifall erwarb. Was die übrigen Leistungen betrifft, die größtentheils in einzelnen Nummern aus Wolfram's Maja und Alpino bestanden, die ganz leidlich durchgeführt wurden, so glauben wir doch der Aufmerksamkeit zu Shakespeare's Sommernachts Traum von Mendelssohn vor Allem die Krone zugestehen zu müssen, da solche mit feltner Präcision ausgeführt wurde. Leider vermiften wir, was wir sicher erwarten zu können uns berechtigt glaubten, das so herrliche Klavierspiel der beiden Töchter des Concertgebers, deren Fertigkeit, Talent und Kunstgefühl, das uns bei ähnlichen Gelegenheiten ergözte, uns ein Recht giebt, sie Künstlern in diesem Fache an die Seite zu setzen. — Wie wir aus glaubhafter Quelle vernehmen, so steht uns in einem der nächsten ordentlichen Concerte ein feltner Kunstgenuß bevor, nämlich Mendelssohn's Oratorium „Paulus“. Doch davon, wie über den gegenwärtigen Zustand unserer Universität, werden wir in unserm nächsten Schreiben eine nähere Darstellung zu liefern uns bemühen.

Dr. Franz Cellarius.